

In der Siedlung der Mühlsteinhauer

Als dieses schöne, alte Haus noch bewohnt war, hatte ich einige Male Gelegenheit, hier einen Besuch zu machen. Das alte Ehepaar Aigner wohnte hier bis zum Tod der Frau im Jahre 1965. Eigenartig empfand ich die dunkle Stube mit den Holzbalken an der Decke. Auch die Kleidung der Beiden war dunkel. Die Frau hatte ein Kopftuch umgebunden und der Mann rauchte eine altmodische Pfeife. Sie saßen am Tisch und ich nahm ihnen gegenüber Platz. Worüber wir gesprochen haben, weiß ich nicht mehr, aber an den Wortlaut der Einladung kann ich mich genau erinnern. „D`Maria soll wieda a mal kemma, ham dö alten Aigner Leut g`sagt,“ hat mir der der Bäcker ausgerichtet, der den Beiden das Brot ins Haus brachte. Schon in meiner Schulzeit, Jahre vor diesem Besuch verbrachte ich manche Nachmittage hier heroben im Scherer Wald und in dieser Siedlung, die damals nur aus wenigen Häusern bestand. Mit meiner Schulfreundin Trude, die hier in der Nähe zu Hause war, pflückte ich im Frühling die ersten Leberblümchen und gemeinsam durchstreiften wir die Gegend. Ich erinnere mich auch noch an herrliche Heidelbeeren, die hier im Wald zu finden waren.

Aus dieser Zeit stammt auch die Bekanntschaft mit dem Ehepaar Aigner. Nur im Winter blieben meine Besuche aus. Die Kinder dieser Siedlung aber gingen zu Neujahr in die Häuser und sagten ein Sprüchlein. Dafür bekamen sie ein wenig Geld. Eine Frau, die ganz wenig besaß, schenkte ihnen ein Sechserl, das waren fünf Groschen. Wer konnte, gab etwas mehr. Einmal hatten sie eine gute Ausbeute, denn nach genauer Aufteilung des Geldes bekam jedes Kind zwölf Schilling.

Auch zum Spielen hatten sie viel Gelegenheit. Es gab den nahen Wald, der immer etwas zu bieten hatte und was noch mehr zählte, war der riesige Schüttberg in der Mitte des Platzes. Hier konnte man Burgen bauen und Löcher graben. Daneben befand sich auch ein Gemüseacker.

Am äußersten Rand des Platzes zum Wald hin stand eine Schmiede, in der die im Steinbruch benötigten Werkzeuge scharf gemacht und erneuert wurden.

Nach dem zweiten Weltkrieg wurden hier keine Mühlsteine mehr herausgebrochen. Die Erzeugung derselben in der Fabrik hatte den Natursteinen den Rang abgelaufen. Was in dieser Zeit gemacht wurde, war mehr ein Aufräumen.

Die Arbeiter brachten mit Rollwagen, welche auf Schienen liefen das Abraummateriale zu den vorhin erwähnten Schüttberg. Die Kinder aus den benachbarten Häusern liefen hinter ihnen her und durften beim Zurückbringen der leeren Wagen in diese einsteigen und mitfahren. Wenn die Männer ihre karge Jause verzehrten, waren die Kinder ebenfalls zur Stelle und keines ging leer aus. Ein Bissen Brot mit etwas Fleisch darauf fiel für Jedes ab. Die Steinbrecher verdienten nicht viel, aber es gab ärmere Menschen.

Die Häuser hier waren einfach und sehr klein. Eine Familie musste das Wasser vom Brunnen, der in einiger Entfernung stand, nach Hause tragen. Es wurde dabei ein Joch aus Holz über die Schulter gelegt und an Seilen, die beidseitig herunterhingen, waren Haken befestigt zum Einhängen der Kübel. Es wurde sicher eine ganze Menge Wasser benötigt, denn außer der Familie mussten auch noch drei Ziegen und zwei Schweine versorgt werden. Bei großer Hitze und Trockenheit fuhr diese Frau mit dem Schubkarren, auf den sie ein großes Schaff stellte, den nur fußbreiten Weg zu ihrem Haus. Damit das Wasser nicht überschwappte, legte sie ein Holzbrett oben darüber. Sie musste diese Fuhren bergauf schieben und dabei einige Biegungen bewältigen. Der kleine Grundfleck zum Gemüseanbau, der sich im Steinbruch befand, kam dieser Frau sehr zugute. Es gab aber auch Äcker, die sich die „Häuslleut“ (Häuslleute waren Leute mit einem kleinen Haus, ein paar Ziegen und Schweinen) bei den Bauern anmieten konnten. Die Miete für diese Äcker mussten diese Leute durch Arbeit erbringen, also bei der Feldarbeit helfen, wenn es nötig war.

Mühselig war auch das Heimtragen der Lebensmittel und aller Dinge des täglichen Bedarfs. Es war ja nicht viel im Vergleich zur heute, was eine Frau damals in der Einkaufstasche nach Hause trug. Zucker, Salz, Kaffee-Ersatz, Essig, Öl, Margarine, Soda, Kernseife usw. Aber zwei Taschen über den Berg zu schleppen, ist keine Kleinigkeit. Wurde einmal etwas mehr benötigt, so ging in manchen Fällen der Mann mit zum Kaufmann und packte einen Teil der Wochenration in seinen Rucksack. Das Mehl wurde meist gleich von der Mühle geholt und die Milch direkt beim Bauern. Die ganze Lebensweise war sehr einfach. Fertige Getränke, die wir heute kistenweise nach Hause bringen, hat es nicht gegeben. Nur eingedickte Fruchtsäfte gab es im Handel. Sie galten aber als Luxusgüter, ebenso wie Bohnenkaffee oder Obst. Wer sparen musste, bereitete selbst den Brotteig und brachte die Körbchen mit den Brotteiglaiben in der Früh zum Bäcker, der dann einen kleinen Betrag für das Backen einhob.

Von einer kinderreichen Familie weiß ich, dass es als Brotaufstrich nur billige Margarine und selbst gemachte Marmelade gab. Von der Mutter zubereitetes Essiggemüse ergänzte das Angebot. Für den Vater gab es manchmal ein Stück Geselchtes, denn er arbeitete ja im Steinbruch und brauchte etwas kräftigere Kost.

Eine Frau, die hier in der Nachbarschaft lebt, hat folgendes erzählt: „Meine Großmutter hat an Werktagen etwas früher gekocht und das frische Essen ihrem Mann in den Poschacher Steinbruch, der sich im Naarntal befindet, gebracht. Das war gut eine halbe Stunde Gehzeit, obwohl sie gleich hier durch den Wald und über die Anhöhe auf einem Fußweg diese Strecke zurücklegte. Die Steinbrecher hatten nämlich nur eine Stunde Mittagspause und konnten daher zum Essen nicht nach Hause gehen. Die Frau hat diesen weiten Weg über Jahre auf sich genommen und das bei jedem Wetter. In den Ferien brachten die Kinder ihrem Vater das Essen. Der Mann wusste das zu schätzen und sprach noch im Alter über diesen Liebesdienst.“

Was die Kleidung betrifft, waren die damaligen Frauen ebenfalls gefordert. Die Stoffe waren nicht so reißfest, wie die der heutigen Jeans und so bestand das Abendprogramm der Mütter aus Hosen flicken und Strümpfe stopfen. Die Mädchen konnte man damals noch besser im Zaum halten. Wir spielten nicht so wild wie die Buben und hatten Schürzen umgebunden zur Schonung der Röckchen.

Seither sind mehr als fünfzig Jahre vergangen und das Leben hat sich gewaltig geändert. Es ist eine glückliche Fügung, dass dieses Haus erhalten blieb und das ist zum Großteil der letzten Besitzerin zu verdanken.

Viele fleißige Hände haben in den letzten Monaten die nötigen baulichen Maßnahmen durchgeführt und das Ergebnis kann sich sehen lassen. Schön ist es geworden das alte Steinbrecherhaus und es zeigt uns, wie bescheiden frühere Generationen gelebt haben.



Anton Aigner geb. 4. 5. 1883, gest. 8. 3. 1967

Katharina Aigner geb. 16. 4. 1880, gest. 27. 4. 1965